

Die Brautschau des Statthalters

Autor(en): **Steinmann, August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574758>

Nutzungsbedingungen

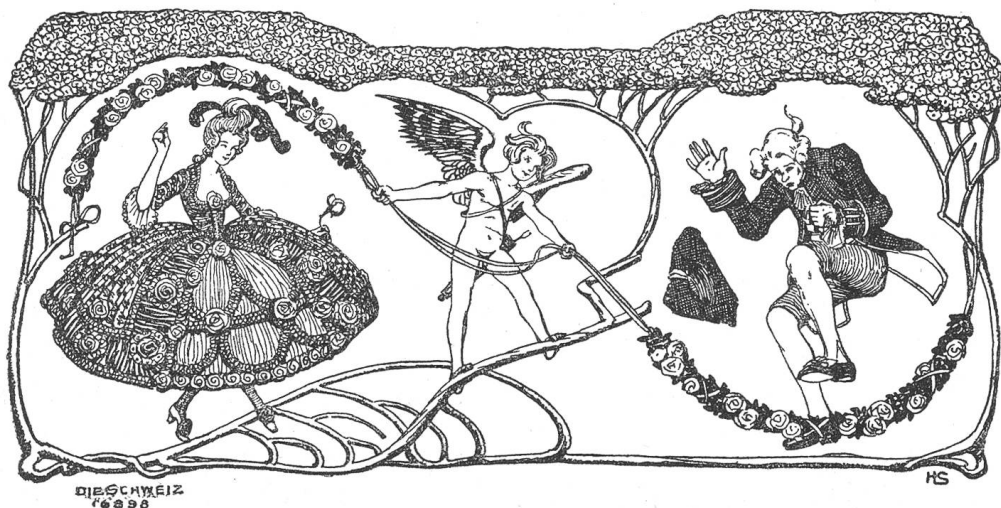
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Rokolo

Eine silberne Spieluhr spielte
Bei Mutter Dubois;
Schon Louis der Soundsovielte
Das Spielwerk gerne sah.

Ein Amor aus Emaille
Zielt tückisch von der Wand
Auf die porzellanene Taille
Eines schüchternen Armand.

Daneben aus ihrer Grotte
Erheben sich schlank und hell
Und tanzen die schönste Savotte
Sylvander und Isabel.

Hermann Hesse, Bern.

Die Brautschau des Statthalters.

Eine Geschichte aus dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts
von August Steinmann, St. Gallen.

Nachdruck verboten.

I.

Die Geschichte von der Brautschau des jungen Statthalters von Klingenstein, Herrn Christoph Meiß, ereignete sich im zweitletzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, also in der schönen Zeit, da die reichen Städtebewohner mit Behagen durch die Untertanenländer reisten und die regierenden Familien in schweren Kutschen oder üppig vergoldeten Schlittchen die amtierenden Bettern in der Herrschaft draußen besuchten. Dazumal erlebten die Menschen, besonders wenn sie jung, reich und schön waren, allerlei Abenteuer, unter großen Kronleuchtern, bei vollen Erdbeachalen, vielleicht in irgend einem Bädlein oder auf stillen Wegen in den Reben. Das Ende dieser Erlebnisse verstand jene Zeit gewöhnlich so leicht zu gestalten, daß sich der Herr mit einem lez-

ten Russe retirieren konnte, während das Fräulein sich schmückte, um dem vom Familienrat endgültig auserlesenen Manne die Hand zu reichen. Allerdings nahm sich auch in jenen Tagen der phrygischen Beugung manches Mädchen die verlorene Partie so zu Herzen, daß es nichts mehr vom Heiraten wissen wollte und den großen Reichtum seiner Liebe Neffen und Nichten oder gar lieblichen Haustierchen, wie Angorafakzen, treuen Hunden oder buntfiedrigen Ziervögeln zukommen ließ, bis der Tod um die welke Hand warb und mit einem Russe ewige Freude verhieß.

* * *

Herr Christoph Meiß verwaltete als Statthalter eines führenden Standes der alten Eidgenossenschaft die Herrschaft

Klingenstein. Er war ein Mann von etwas über dreißig Jahren, von schöner Gestalt. Seiner gründlichen Bildung wegen hatte er früher denn andere ein einträgliches und angesehenes Amt anvertraut bekommen. Reisen mit einem welt-erfahrenen Oheim hatten ihn bis nach Rom geführt. Hier lernte er bedeutende Männer jener Zeit kennen, woraus er es als richtiger Schweizer verstand, bleibenden Gewinn für seinen inneren Menschen zu ziehen. Der Oheim ließ ihm große Freiheiten, die der alte Herr, soweit es die Zahl der Jahre noch erlaubte, mitgenoss. Was Oheim und Nefte erlebten, schrieb ersterer in einem Tagebuch nieder. In diesem konnte man die Namen berühmter Künstler, Historiker und Dichter lesen. Wo von schönen Damen die Rede war, hatte der fürsorgende Oheim Randglossen in italienischer Sprache beigelegt. Besonders erlebnisreiche Tage wurden jeweils mit einem roten Strich ausgezeichnet, Enttäuschungen und schlechtes Wetter mit schwarzen Kreuzchen regelrecht gebrandmarkt. Christoph Meiß wäre gerne zur Kunst übergegangen; er kannte schon die Anfangsgründe der höheren Bildhauerei. Ferner hatte er auch das Silberstiftzeichnen gelernt und brachte es schließlich so weit, daß er es wagen durfte, schöne Römerinnen im Bilde wiederzugeben. Das brachte ihm viel Lob und große Gunst ein. Nur ungern sah man in Rom die Abreise der beiden Deutschen; denn sie wurden nach ihrer Sprache und nicht nach der Staatszugehörigkeit benannt. Christophens Vater hatte sich nicht entschließen können, den Sohn den brotlosen schönen Künsten auszuliefern. Denn er war Inhaber eines der ersten Aemter der Stadt und betrachtete es als Pflicht, seinen Stammhalter ebenfalls zum Amtsmann ausbilden zu lassen. Er hatte daher einem nach Neapel reisenden Kaufmann einen Brief für Rom mitgegeben, worin in väterlichem Tone geschrieben stand, der Sohn möge jetzt heimkehren und sich dem Studium der Rechte widmen. So war es denn gekommen, daß Christoph Meiß den Süden mit dem Norden vertauschen mußte, hier an den ersten Hochschulen studierte und anstatt römischer Schönheiten deutsche Mädchen konterfeite,

was ihm indessen nicht weniger Freude bereitete. Nach erfolgreichem Examen löste er alle Bande, die ihn an die Fremde fesselten, und kehrte nach einer schönen Reise durch das Elsaß und den Schwarzwald in das väterliche Haus zurück. Er erhielt bald die Stelle eines Amtsschreibers in Klingenstein, und nach drei Jahren wurde er Statthalter. Sein Vorgänger hatte sich unliebsamer Liebeshändel wegen in den wohlverdienten Ruhestand zurückgezogen, lebte vom Vermögen, aß gut, trank reichlich und spielte mit Vorliebe Schach.

Mit Eifer und Treue verwaltete Herr Christoph Meiß die kleine Herrschaft. Er war ein gerechter Mann. Die den Untertanen gewährleisteten Freiheiten tastete er nicht an und bezog nicht mehr Sporteln, als das Gesetz zuließ. Die Bauern rühmten ihn, die Burschen lüpfen gerne den Hut, wenn sie ihm begegneten. Und die Jungfrauen mußten ihn nicht fürchten wie seinen Vorgänger. Sie rühmten des Statthalters Anstand und Manieren; ja, sie liebten ihn und bewunderten ihn, wenn er dahergeritten kam. Nur die Maulhelden hatten schlechte Tage und saßen in ihrem Duckmäuserpintlein wie ein Häuflein Elend.

In der amtsfreien Zeit war Christoph Meiß nie müßig. Die schönen Erinnerungen an seine Reisen und wertvollen Bekanntschaften spornten ihn zu allerlei Nebenbeschäftigungen an, die seiner geistigen Ausbildung nützlich sein konnten. Der Buchhändler in der Stadt mußte ihm stets die neuesten Bücher schicken. So fand man in den Gestellen des Arbeitszimmers nicht nur die obrigkeitlichen Gesetze und Verordnungen, die bitterharten Sittenmandate rotbackiger Theologen und die Streitschriften düstelter Magister: da streiften die Sonnenstrahlen auch die tief-schürfenden Werke der alten und neuen Philosophen, der Dichter jener großen Zeit, schön gebundene Bände mit Stichen und Radierungen, einen Psalter und Zwinglis Bibel. Ein ganzes Brett war den Reisebüchern und Bilderwerken bestimmt. Ein teurer Orbis pictus nahm den Ehrenplatz ein, und an ihn lehnte sich ein Göttinger Almanach, das Andenken an eine erinnerungswürdige Schlittenpartie.

Der Statthalter hatte aber sein Vergnügen nicht nur an guten Büchern. Im Eßzimmer stand ein Notenpult, und in einem himmelblau ausgeschlagenen Holztrüchlein ruhte eine Klarinette. Wenn im Sommer der Nachmittag schwül und schwer über dem Dorfe lag, schloß Herr Meiß die Fensterladen und spielte in dem kühlen Gemache allerlei Melodien und besonders die seinem Charakter am meisten zusagenden Gavotten. Eine alte Base, die dem Hauswesen vorstand, begleitete ihn auf dem Spinett. So vergaß der junge Statthalter, daß er fern der Stadt wohnte. Er legte alle seine Lebensfreude in das Spiel.

Aber noch eine andere Kunst betrieb Christoph Meiß. Er übte sich auch jetzt noch in der Bildhauerei, hatte es darin bereits zur hübschen Fertigkeit gebracht, und es machte ihm großes Vergnügen, den harten Stein zu bezwingen. So war er zu der Zeit, in die diese Geschichte fällt, beschäftigt, einen Denkstein für seine Mutter zu meißeln. Die in jungen Jahren aus dem Leben geschiedene Frau hatte man im Familiengrabe der Meiß beigelegt. Der Denkstein sollte indessen nicht dort aufgestellt werden, sondern in einer stillen Ecke des Meißschen Gartens, in jenem grünen Winkel, wo die Selige einst ihrem Christophli schöne Geschichten erzählte und das Geheimnis der Buchstaben offenbart hatte.

Der Statthalter arbeitete manche Woche an dem Stein; eine schattige Nische im Garten des Amtshauses ersetzte die Bauhütte. Sie und da, wenn ihn der Mond des Nachts nicht schlafen ließ, stieg er hinunter und machte sich vor dem Werklein seine Gedanken. Ein kleines Laternchen mit einem blitzblanken Metallspiegel spendete dem einsamen Amtsherrn Licht, und in seinem Schein ließ sich da oder dort eine Anebenheit des Steines mit sicherem Schlage glätten.

Es war eine klare Sommernacht. Das Licht des Mondes lag auf Wiesen und Straßen, sank bis auf den Grund des Aehrenmeeres und hüllte die schlafenden Lerchen sorglich ein. Die Rosen sahen mit dunkeln Augen in die Stunde, und die Raine waren reich besteckt mit Sternblumen und Skabiosen. Und alles war

still. Suchende Seelen sahen die Herrlichkeit des Paradieses. Es schliefen auch nicht die Nachtfalter und Fledermäuse; die flogen über dem reifen Gras und durch das Dunkel der Linden. Drüben im Akingensteiner Holz schrie ein Käuzlein.

Herr Christoph Meiß schritt mit dem Laternchen zur Gartennische hinüber und setzte sich vor den Denkstein. Er betrachtete lange das halbvollendete Familienwappen, das etwas schwerfällig zu werden schien. Zwar waren die Rosengirlanden zur Rechten und Linken sehr lebendig und leicht geraten; nur der Helm, unter dem sie hervorkamen, saß ein bißchen plump auf dem Wappenschild. Hier wollte der Bildhauer bei Tageslicht verbessern. Im obern Feld standen gespreizt und mit ausgebreiteten Flügeln drei Meislein. Noch mußte das Wappenbild des mütterlichen Geschlechts herausgeholt werden: zwei Rosen durch einen Kettenring gesteckt. Dieses Wappen hatte die Mutter als die letzte Verheiratete ihres Geschlechtes geführt. Und was die Meiß anbelangte, war Christoph der einzige Stammhalter seiner Linie. Deshalb hatte Ratsherr Meiß dem Sohne nahegelegt, endlich Brautschau zu halten im Kreise ebenbürtiger Familien.

Eine Base in der Stadt, Sabina hieß sie, hatte denn auch schon Umschau gehalten und ein adeliges Fräulein entdeckt, das auf einem kleinen Landschlosse wohnte. Dieses auserwählte Fräulein von Sömmerrisberg lebte einsam seine Tage und stand in großer Gefahr, von heiratsfähigen Herren vergessen zu werden. Es suchte bereits die leisen Spuren des Alters mit allerlei Salben und Puder, Schönheitspflästerchen und Farben zu verdecken und bot nach vollendetem Anstrich auf dreißig Schritte Entfernung denn auch wirklich einen schönen Anblick. Die Dame von Sömmerrisberg war auch sehr fromm und so reich, daß sie sich einen kleinen Mohrenknaben hatte kommen lassen konnten, der ihr stets nachlaufen mußte und dabei einen Papagei auf dem linken Zeigefinger zu tragen hatte. So sah man denn bei gutem Wetter jeden Morgen Herrin, Mohr und Vogel im Garten frische Luft schöpfen. Wenn es regnete, neblig war oder gar schneite, blieben sie hübsch unterm Dach. Deshalb verglichen die Bauern

Sömmerrisberg mit einem Wetterschloßchen. Dieses Fräulein hatte die Base Sabina für den Neffen bestimmt. Es war sogar einmal eine Landpartie veranstaltet worden, um den endgültigen Abschluß des Heiratshandels herbeizuführen. Allein, am Abend war die adlige Jungfer, lediger denn je zuvor, verstimmt in das Lustschloß zurückgekehrt. Als dann der Papagei zur Erheiterung „Christoph! Christoph!“ rief, warf ihm die Dame das Busentüchlein über den Kopf und befahl Ruhe. Dem Mohrenbübchen aber ging das so zu Herzen, daß es vor der Herrin niederkniete und in seiner Sprache bitterlich weinte. Base Sabina war außer sich und drangsalirte die Kammerjungfer. Herr Meiß, der jüngere, aber war seelenvergnügt heimgeritten.

Jetzt dachte der junge Herr vor dem Denkstein darüber nach, wie er zu einer Frau kommen könnte. Von allen Jungfern, die ihm in der Stadt genannt und gezeigt worden waren, mochte ihm keine gefallen. Just heute hatte er von seinem Herrn Vater einen Brief erhalten, der wiederum vom Heiraten handelte. „Herr Christoph Meiß,“ so hieß es darin, „fürwahr keine schlechte Partie!“ Ei ja! Frau Statthalterin zu heißen, das wäre gewiß der Wunsch mancher. Aber zur Heirat gehören immer zwei.

Christoph rückte das Laternchen etwas näher dem Stein und dachte an die Mutter selig. „Wenn du mir ein Mädchen zuführtest, Mutter, dann würde ich nicht zaudern, es mit aller Liebe aufzunehmen. Denn deine Hände segneten, was sie hielten und leiteten!“

Er ergriff einen zarten Meißel und verbesserte eine Linie an der Girlande zur Linken. Dann strich er behutsam über den Stein, als berührte er eine Wunde. Wie eine kleine Glocke klang es in diesem Augenblicke vom nahen Wiesengraben herüber. Ein Kentlein saß dort unter Hufblattblättern und freute sich der lieblichen Nacht. Da erinnerte sich der Einsame an einen Abend. Seine Mutter hatte ihn an den Springbrunnen im Garten des Großvaters geführt. Um die Schale wuchsen Schwertlilien und allerlei hohe, breite Gräser, überragt von blühendem Ginster. Der Mond stand über dem Hause. Auf

einmal kam irgendwoher auch dieser Glockenruf. „Wer macht so?“ hatte der Bub gefragt. „Hab ein klein wenig Geduld!“ war der Mutter Antwort gewesen. Und sie hatte die Gräser und den Ginster sorgsam geteilt. Es kam ein Brett zum Vorschein, das wurde lautlos zur Seite geschoben, und aus einem schwarzen Schachte herauf stieg es: „Glück, Glück!“

„Das ist das Brunnenrunklein, das so macht,“ hatte die Mutter geflüstert; „am Tage schweigt es, wenn aber die Nacht kommt, dann fängt es an zu musizieren.“

Die Mutter ... Sie war eine schöne, kleine Frau mit großen schwarzen Augen. Leises Rot lag auf ihren Wangen, und der Mund war fein geformt. Wo sie ging und schritt, wo sie verweilte, überall brachte sie Frieden hin, denn ihr Blick war voll Güte und Liebe. Eines Morgens lag sie still und blaß in der großen Kammer. Der Vater hatte den Christophli ins Zimmer führen lassen und zu dem Kinde gesagt: „Sie ist in den Himmel heimgekehrt!“ Hernach trugen Männer die Mutter aus dem Hause, und die Kammerjungfer nahm Blumen vom Bette weg. Dann war alles wieder ruhig wie zuvor, und wortlos gingen die Mägde der Arbeit nach. So zog die frühe Kindheit an dem Statthalter vorüber.

Er schaute auf; denn ein großer Falter flatterte um das Bildwerk. Und der Schatten tanzte auf den Wappensfeldern. Im unruhigen Lichte des Laternchens schienen sich jetzt auch die Meislein zu bewegen. Je länger Christoph die Tierchen betrachtete, umso deutlicher sah er, wie sie sich regten und anstrengten, vom Steine loszukommen. Und auf einmal erhoben sie sich und flogen lautlos und mit weitausgebreiteten Flügeln auf und davon, durch die Nester zu den Zweigen, hielten Auslug und stiegen dann lieblich singend in die Nacht hinaus. Christoph wollte die Arme erheben, aber die waren schwer wie Stein; er wollte rufen, aber irgend etwas verschlug ihm die Stimme. Nur die Augen gehorchten noch ihrem Meister, und sie sahen, wie die drei Vögel auf einem großgiebeligen Hause sich niederließen. Leer und öd stand der Stein da; die Girlanden waren abgefallen und lagen welk am Boden. In das verlassene Wappensfeld

setzte sich breit der Falter; langsam verwandelte er sich zu Stein. Jetzt erhob sich auch von unsichtbarer Hand getragen das Laternchen, das Flämmchen wurde immer kleiner und kleiner und verschwand weit hinten im Garten. Meißel und Holzschlegel gingen in einem grauen Nebel unter, und es brach schwere Dunkelheit herein. O Wunder! Der Stein wuchs und rechte sich, wurde größer und breiter, nahm die Gestalt eines menschlichen Wesens an und schimmerte, daß die Dunkelheit der Dämmerung wich, und die war blau, wie die Morgenfrühe eines Sommertages. Große Furcht kam über den Statthalter; er verbarg das Antlitz vor der Erscheinung und zitterte an Leib und Seele. Aber was vor ihm stand, war vom Himmel heruntergekommen und brachte dem Lebenden die Erlösung. Eine wohlklingende Stimme rief den Statthalter beim Namen: „Christöphli! Christöphli!“ Und leicht legte sich eine Hand auf sein Haupt, er schaute auf, und vor ihm stand die Mutter. Sie trug ein geblümtes Kleid und strahlte in großer Schönheit. Christoph faßte sie an den Falten des Gewandes, und sie lächelte: „Ich weiß, was dich plagt. Dort ist das Ziel!“ „Wo?“ fragte der Sohn. Die Mutter wies in die Ferne. Hinter Bäumen ragte das hochgiebelige Haus in große Helle hinein, und auf dem Firste standen in Reih und Glied die drei Meislein. Und die Stimme sprach: „Wir Vorangegangenen im Himmel wissen, was denen auf Erden not tut. In jenem Hause wartet, was dein sein wird in Ewigkeit!“ „Mutter, Mutter, führe mich hin!“ Und der Statthalter wollte sie an sich ziehen. Aber er langte ins Leere. Ein grelles Licht blendete ihn. Ruhig wie am gestrigen Tag saßen die drei Meislein im Steine, und die Girlanden zierten das Bild.

„Herr Statthalter! Herr Statthalter!“ rief jemand hinterm Goldregenbusch. Christoph fuhr auf und sah, daß es Tag geworden war. Die Sonne schien durch die Bäume. Hinterm Busch hervor trat die haushaltende Base. „Guten Morgen wünsch ich meinem lieben Vetter!“ sprach sie. Sie strich ihm mit den Händen über die Schultern: „Was machst du für Geschichten, mein großer Christöphli? Tau-

nasse Kleider, ein Gesicht weiß wie ein Leintuch, müde Augen — und auf dem Rock hast du gefessen, daß die Flügel ganz zerdrückt sind. Hast du nicht ein gutes Bett in deiner Kammer? Aber mein Christöphli, der Amtsherr, bleibt draußen, schläft ob seiner Kunst ein und schaut am Morgen drein wie ein Stück Armseligkeit!“

Es lag in diesem sonderbaren Morgenruhe mehr Besorgnis denn Tadel, und die Base schloß ihn: „O du lieber Gott! Komm, Christöphli, und iß zu Morgen! Die heiße Milch wird dir wohlthun!“

Der Statthalter erhob sich müde. „Ich hab von der Mutter selig geträumt!“ sprach er.

„Sie wohnt beim lieben Gott,“ erwiderte die Base, „sie war mir immer die beste Schwester!“

„Sie versprach mir den rechten Weg zur Erfüllung des Wunsches meines Herrn Vaters zu zeigen,“ sagte der junge Meiß.

„So verfolgt dich die Heirat noch im Traum?“ fragte die Base.

„Die Auserwählte, die meiner wartet, habe ich noch nicht gesehen,“ antwortete Christoph, „aber sie muß in einem Hause wohnen, das einen großen Giebel hat und hinter hohen Bäumen steht. Im Traume habe ich das Haus gesehen; jetzt, da ich wach bin, werde ich es suchen müssen.“

Christoph reichte der Base den Arm. Sie war der gute Hausgeist und so das Gegenstück zu jener Base Sabina, einer Schwester des alten Herrn Meiß.

„Christöphli,“ sagte die Base, „deine Mutter selig war eine liebe gute Seele, und“ — sie kamen just an einem Blumenbeete vorüber — „sie pflegte die Blumen mit großer Liebe.“

Weit geöffnet standen die Fenster der Stube. Die Base sprach das Tischgebet, schnitt das Brot und erzählte, der Rebvogt Keller sei da gewesen und habe berichtet, daß der Blühet sich recht gut anlasse. Dasselbe habe auch der Fährmann Mazingen gesagt; der sei am frühen Morgen schon zum Pfarrer gegangen, denn die Mazingerin sei wieder schwer krank.

„Ich will dieser Tage mit dem Rebgang beginnen,“ gab der Statthalter zurück; „es ist ein gesegnetes Jahr heuer, alle Frucht steht gut.“

Der Talwind trug den Duft der Auen in das Zimmer, und hell glänzten in der Sonne die Laubbäume.

„Ich danke dir, lieber Gott, für Milch und Anken und Brot. Amen!“ betete die Base. Dann ging sie in die Küche hinaus und wies den Mägden das Tagewerk an.

In sich gekehrt ging der Statthalter seinen Geschäften nach. Immer dachte er ans Heiraten. Da saß er allein in dem weiten Hause. Was nützte ihm das große Schlafzimmer auf der Mittagseite? Das schöne Himmelbett, bemalt mit Blumen und Früchten, stand darinnen. Niemandem diente es; mit einem blauen Ueberwurf hatte die Base Rissen und Decke zugedeckt, und anstatt zierlicher Pantöffelchen lagen am Bettrande einige grüne Äpfel, die hier ausreifen sollten; sie dufteten köstlich. Treppauf und treppab stieg Christoph; es war kein Leben im Hause, kein fröhliches Lachen erfreute ihn, still wandelte Tag um Tag vorüber. Wohl ging von Zeit zu Zeit die Base den Gang entlang, wohl hörte der Hausherr die rechtshaberische Köchin befehlen; jezt lief jemand mit Schlüsseln in den Keller, jezt stieg eine Magd zur Winde hinauf, irgendwo fiel eine Türe ins Schloß — und wieder erstarb das Leben, und alles war still. Wie Christoph so dasaß und einen Bericht an den Rat entwerfen wollte, kam ihn die Lust an, die Arbeit zu verschieben und hinüberzureiten nach Eigental. Dort wohnte ein Amtskollege, Herr Bartholome Paravicin, Landvogt der gemeinen Herrschaft Eigental. Der hatte eine Baslerin, eine geborene Eva Miescherin, zur Frau. Dort war Freude und Leben im Hause, dort mußte alles voll Liebe sein; vielleicht wäre dort auch Rat zu holen.

Als die Sonne die Mittagshöhe erreicht hatte, ritt Herr Christoph Meiß auf breiter Landstraße um den Klingensteiner Berg. Am Sattel hing das Laternchen. Christoph hatte sich vorgenommen, von nun an stets die kleine Leuchte mitzunehmen auf jede größere Fahrt. Denn er hoffte, sie werde einst einer schönen Jungfrau ins Antlitz zünden, und diese Jungfrau sollte dann Statthalterin zu Klingenstein werden. Er glaubte an irgend eine Erfüllung seines Traumes.

Die Ruhe des Waldes, das leise Rau-

schen des Rheins, der Zug einsamer Wolken erheiterten des Reiters Gemüt. Bald sah Meiß zum Fluß hinunter, bald hinüber zum Kirchlein von Dürlingen, dann weidete sich sein Auge an den Farben einer Waldwiese, und er grüßte einen Weib, der im Blauen weite Kreise zog. Am Wegrande blühten drei Lilien, und dabei saßen ein Bursche und ein Mädchen und flochten einen Kranz. „Ein Brautpaar,“ dachte Meiß.

Die Straße machte eine Biegung und führte leicht bergab. Da schimmerte aus einem Ring von Bäumen das Schloßchen Eigental. Ein Rundturm ragte aus dem Parke. Das Gartentor öffnete sich, und Frau Eva Paravicin, des Landvogts schöne Gemahlin, reichte dem Gaste mit fröhlichem Gruße die Hand: „Willkommen, Herr Statthalter, herzlich willkommen! Binden Sie Ihr Roß an den Whorn dort drüben. Mein Gemahl ist ein wenig ausgefahren; aber er wird noch vor Sonnenuntergang heimkehren. Unterdessen will ich Ihnen Gesellschafterin sein. Kommen Sie in das Gartenhaus; es ist kühl darinnen, und niemand wird uns stören!“

Der Statthalter von Klingenstein küßte artig die Hand Frau Evas. Im Gartenhaus, das eingebaut war in die starke Mauer, die das ganze Gut einschloß, herrschte erquickende Kühle. Ein grüner Schimmer, gewoben aus Sonnenlicht und Blätter Schatten, füllte das kleine Gemach. Durch ein Fenster sah man auf die Straße hinunter; es gewährte freien Auslug in die Felder, die hier sachte zur Ebene und ins Schaffhauserbiet überleiteten. In unklarer Ferne lösten sich Hügelwellen im Welterrande auf.

Die Frau Landvögtin und der Herr Statthalter nahmen an einem Tischchen Platz, und schon eilte die Domestike herbei und stellte vor die beiden eine Schale voll Erdbeeren, dazu Wein, den der Schloßherr von Tigelberg geliefert hatte. Auch ein Schüsselchen mit gestoßenem Zucker stellte das Mädchen hin, und aus der Schürzentasche zog es ein Fläschchen, gefüllt mit schwerflüssigem Likör, grüner Faden genannt. Dann machte die Domestike einen Knix und verschwand. Dem Statthalter wurde es angeichts der roten

Früchte leichter zumute. Er stellte die Heiratsfrage in den Hintergrund und rückte die Erdbeerschale näher vor sich hin. Und als er ein wenig gegessen und getrunken hatte, schlug ihm Frau Eva vor, zu lustwandeln im Garten. Der Garten von Eigental war weit und breit der schönste. Ein Künstler hatte ihn nach eifrig betriebenen Studien in fremden Ländern angelegt und sich verpflichten müssen, im Umkreis von sechs Tagereisen nichts Ähnliches zu schaffen. Eine hohe Mauer umgab das Geheimnis; die Verschwiegenheit hielt am Tore Wacht. Regelmäßige Blumenbeete blühten auf der Sonnenseite des Schlosses; hohe Heckenanlagen schlossen ein Wasserspiel ein. Ueber sechs Strahlen schoß ein siebenter hoch hinauf und ward, wenn der Wind ihn erfaßte, zur leuchtenden, wehenden Fahne. Wo Rasenflächen angelegt worden waren, hatte der Gärtner das Gras kurz geschnitten. Drei Wege gingen bis an das Ende der Terrasse, wo eine breite, mehrstufige Treppe zu neuen Ueberraschungen führte. Hohe Laubengänge nahmen die Lustwandelnden auf. Dunkelgrüne Taxuswände hielten die Hitze des Sommers fern. Ueber den Wegen bildeten die Nester und Blätter so dichte Gewölbe, daß kaum ein Fünkchen Sonnenlicht durchsickern konnte. Die Schattengänge liefen im Geviert um einen innern Garten, in dem in tiefer Stille die schönsten Rosen sich entfaltet hatten. Kaum daß ein Vogel über die süße Pracht segelte. Schmetterlinge flogen mit weitausgespannten Flügeln von Blüte zu Blüte und tanzten ihre Tänze um die schönen Freundinnen. In der Mitte des Geviertes stand ein schneeweißes Marmelbild. Ergriffen von den edeln Linien des Körpers und der Schönheit des Antlitzes blieb der Statthalter stehen. Und nach einer Weile des Schweigens sprach Frau Eva: „Sie möchten wissen, was die Statue bedeutet? Ich sehe in ihr Ariadne. Schauen Sie sich um, Herr Statthalter, die Rosen bilden einen vierfachen Ring um sie. Brechen Sie sich einen Strauß!“

„Verzeihen Sie, hochedle Herrin,“ entgegnete Christoph, „ich kann meine Hände nicht ausstrecken, um zu brechen, was blühen und verblühen soll in diesem Geviert!“

„So will ich es für Sie tun,“ antwortete Frau Eva, und sie reichte dem Statthalter eine Rose: „Ich habe schon viel Gutes von Ihnen gehört!“

Herr Christoph Meiß dankte, und sein Mund berührte den purpurnen Kelch.

Das gefiel der Frau Landvögtin sehr, und sie sprach: „Ich sehe, Herr Statthalter, Sie lieben die Blumen. In Wald und Feld, überall grünen uns Farben und Wohlgeruch. Wenn der Vogel sein Nest mitten in die Pracht hineinbaut und der Fuchs im blühenden Klee auf junge Hasen wartet, warum sollten wir nicht unsere Gärten und Gemächer austaffieren mit Blumen und frischem Laub? Schauen Sie, diese schlanken Bäumchen geben mir die Rosen in mein Schlafzimmer. Mein Gemahl klagt zwar, sie dufteten ihm zu stark, und es habe keinen Wert, mit derlei vergänglichen Dingen sich zu befassen; zudem sehe man ja die Rosen des Nachts nicht, denn da mache der Mensch die Augen zu. Ach Gott! Seit er mit dem Pfarrherrn von Tengen so dicke Freundschaft pflegt, spricht er immer vom Vergänglichen und Unvergänglichen, und wenn er mit dem Freunde zusammenkommt, disputieren sie nur noch vom ewigen Leben, Himmel und ewigen Wehklagen in der äußersten Finsternis. Kennen Sie den Pfarrherrn? Nein? Dann danken Sie dem lieben Gott. Die harmlosesten Freuden, das frohmütige Lachen, alles, was schön ist, ist ihm zuwider. Was uns das Leben zum Schmucke reicht: Seide und Stickereien, Gold und Silber, Perlen und Edelsteine, nennt er vor Gott einen Greuel. Sie sollten ihn einmal sehen, diesen Freund von Eigental! Er lebt gut, und überm Karpfenteller spricht er von Genügsamkeit. Als ich ihm einst diesen Rosengarten zeigte, wandte er sich ab und sprach im Gehen: ‚Hier weht die Schwüle der Welt!‘ Das hörte der Gärtner, der just Unkraut auszupfte, und er antwortete, der eine Mensch habe Freude an Rosen, der andere am Rabis; er halte es mit dem ersteren.“

Die Herrin von Eigental sah um sich. „Wir sind hier ganz allein, Herr Statthalter!“ sprach sie und blickte dem Gaste in die Augen.

„Frau Landvögtin,“ erwiderte Christoph Meiß, „Sie haben schöne Augen!“

Da dachte Frau Eva Paravicin: „Statthalter von Klingenstein, warum habe ich dich nicht früher kennen gelernt?“ Aber sie verbarg diesen Gedanken und sprach lächelnd: „Sie sind ein Kavalier, Herr Nachbar!“

Die beiden verließen den Rosengarten. Das Weglein führte sie an einem kleinen Springbrunnen vorbei. Die Schale war tiefblau, Goldfische schwammen darin, und einige Lindenblätter fuhren auf den Wellen, kleine, lustig schaukelnde Schiffe.

„Ihr Garten ist ein Paradies, hochedle Frau!“ lobte Christoph Meiß. Er faßte den Knopf seines Degens und schien ganz versunken zu sein in die Schönheit der Anlage.

„An was denken Sie jetzt, Herr Statthalter?“ fragte die Gastgeberin.

„Da ich antworten darf, meine Herrin — an Sie!“

„Wie versteht mein Herr Nachbar dieses Kompliment?“

„Ich glaube,“ erwiderte Meiß, „ich glaube, daß Sie glücklich sein müssen in dieser Pracht!“

„Sie möchten gar viel wissen, Herr Nachbar! Daß Sie Freude haben an meinem Garten, macht mich glücklich.“

Langsam gingen sie weiter, stiegen über eine alte Marmortreppe in den tiefsten Teil des Gartens hinunter und standen bald unter hohen Thornen und Linden. In den Wipfeln waren die Vögel erwacht. In den heißen Mittagsstunden hatten sie geschwiegen und geschlafen; jetzt aber, da der Abend nahte, schwangen sie sich zu den obersten Zweigen hinauf und begannen zu singen. Bald über Moos, bald über feingriesigen Grund schritten die Schloßherrin und Herr Meiß durch die hohe Halle, und als sie aus dem Wäldchen traten, standen sie am Ufer eines Weiher. Waldwiese und Wasser waren nur durch einen schmalen Sandstreifen voneinander getrennt, den auf der andern Seite des Weiher's hohes Schilf ersetzte.

„Wir sind am Ende der Welt,“ wandte sich Frau Eva an Meiß; „dort drüben ist die Grenzhecke, und hinter ihr beginnen die Kornfelder.“

Aus dem Schilf kamen zwei Schwäne. Sie segelten mit vollen Flügeln, und in

der Sonne schimmerte ihr Gefieder. Das Wasser gab im Bild die Tiere wieder.

„Wie gefallen Ihnen meine Schwäne?“ fragte Frau Eva.

„Sie gehören in diesen Weiher wie die weiße Göttin in das Rosengeviert,“ gab Christoph zurück. „Wie sie vorübergleiten: die Schwänin zart gebaut, der Schwan den Hals stolz zurückgebogen, und die Flügel sträuben sich in männlicher Kraft. In Italien sagte mir einst ein alter Herr, daß der Schwan ein heiliger Vogel sei, der ein Geheimnis in sich trage. Er schweige darum jahraus und jahrein, um es nicht zu verraten. Wenn er aber sterbe, rufe er es dem Himmel zu. Die Menschen aber in ihrer Angst verstünden es nicht, und so bleibe es unergründet und werde nie enthüllt. ‚Ein Geheimnis?‘ fragte ich den Alten. Und dann sprach er: ‚Ihr seid ein fremder Herr, wohl ein Student oder ein Maler. Ihr seid auch noch sehr jung und kümmert Euch um tiefere Dinge vielleicht weniger als um schöne Damen. Wenn Ihr aber einmal aus dem Spiele, das wir alle kennen, Ernst macht und den wahren Zweck Eures Daseins erfahrt, das Sichselbstaufgeben, um andern Liebe zu geben, dann möget Ihr als Vorbild für den heiligen Ehestand den Schwan verehren. Der kennt kein Falsch und kein Auseinandergehen. Der Tag findet das Paar Seite an Seite, des Nachts berühren sich die tauschbaren Flügel. Und wenn der Mond in vollem Glanze über den Wassern steht, verneigen sie sich, und sie gleiten leise durch die wonnenvolle Stunde.‘ So belehrte mich der Alte.“

„Was Sie mir erzählen, Herr Nachbar,“ wandte sich jetzt die Frau von Eigentäl an den Statthalter, „ist mir neu. Mein Mann schenkte mir das Schwanenpaar zur Hochzeit und sprach dabei: ‚Die Tiere werden sich hübsch ausnehmen in dem Weiher, und zweitens werden sie dafür sorgen, daß das Wasser stets sauber bleibt.‘ Er werde mit der Zeit auch Enten und Gänse einsetzen lassen, die mit den Fröschen im Schilf aufräumen sollen. Seit Monaten hat er sich nicht mehr um die Schwäne bekümmert, er habe Wichtigeres zu tun als Wasservögel zu bewundern.“

Christoph Meiß schüttelte den Kopf: „Ich verstehe wahrhaftig meinen Herrn

Amtskollegen nicht. Da hat er das schönste Schloß, den reichsten Garten weit und breit, hat Sie, und schließlich hat er doch nichts von all der Schönheit, die ihn umgibt!"

"Verzeihen Sie, Herr Nachbar," entgegnete Frau Eva, „er ist im Amte für so vieles blind geworden!"

Der Statthalter verneigte sich: „Ich weiß, was Sie sagen wollen, hochedle Frau!"

„Dann bitte ich Sie, mein lieber Herr Nachbar, es als Geheimnis bewahren zu wollen," antwortete die Frau von Eigental; „denn wissen Sie: Wess' Herz voll ist, dess' Mund gehet über... Wir wollen umkehren!"

Als sie wieder im Gartenhause saßen und von der Herrschaft Klingenstein sprachen, verriet der Statthalter, daß er sich sehr einsam fühle in seinem großen Hause. Um das Alleinsein wieder einmal vergessen zu können, sei er eigentlich herübergeritten.

Die Frau Landvögtin lächelte. „Sie sollten heiraten, Herr von Klingenstein," sagte sie, „dann hätten Sie Leben im Hause!"

„Heiraten!" Christoph Meiß nickte. „Das hat mir mein Herr Vater auch empfohlen. Aber man muß die Frau dazu finden, und das geht nicht von heut auf morgen."

„Wer sucht, der findet!" gab Frau Eva zurück. Sie tupfte eine Erdbeere im Zucker und reichte sie dem Gaste. Da sah dieser, wie schön die Herrin von Eigental war, daß ihre Augen leuchteten in tiefem Braun; und an den zierlichen Hals schmiegte sich eine volle, seidenfeine Aushalke. Er faßte die Rechte der Dame, hielt sie fest und sprach: „Ihren Rat, schöne Frau Nachbarin, habe ich gesucht. Sie haben auch mich verstanden!"

„Herr Statthalter," nahm nun Frau Eva das Wort, „wir Frauen haben gute Augen. Wir lernen aus dem Antlitz lesen, was im Innern des Mannes vor sich geht. Kommen Sie zu mir, wann Sie Lust haben, ich will Ihnen raten. Vielleicht bin ich stark genug — Ihre Freundin sein zu können!" Sie streckte Christoph Meiß die Rechte hin: „Schlagen Sie ein, wir wollen Freunde sein!"

Der Statthalter verneigte sich, dankte mit einem Handkuß und sprach: „Sie sind so gut, so lieb zu mir!"

Von der Straße her drang das Rollen eines Fuhrwerkes. Der Statthalter von Klingenstein erhob sich, als hätte er etwas Unrechtes getan. „Der Herr Landvogt kommt heimgefahren," sprach er, „ich will ihn nicht stören in seiner Abendruhe. Richten Sie ihm meinen freundlichen Gruß aus!"

Frau Eva blickte vorsichtig zum Fensterchen hinaus. „Du lieber Himmel," rief sie aus, „er bringt den Pfarrherrn von Tengen mit! Sie fahren bei der Stallung in den Hof. Schauen Sie, wie der behäbige Herr aussteigt und das Köcklein glatt streicht! Und wie er die Hände verwirrt!" Die Frau hielt das Taschentuch vor den Mund, denn sie mußte lachen. „Finden Sie es nicht recht lustig," wandte sie sich an den Statthalter, „dort disputiert ein Seelsorger mit meinem Gatten, und hier, im Gartenhaus, ist die Gemahlin Seelsorgerin geworden und erteilt dem ledigen Herrn Nachbar Rat schläge?"

Leise verließen sie das Häuschen. Christoph Meiß band das Pferd los und führte es durch ein Nebenspörtchen aus dem Schloßpark. Dann schwang er sich in den Sattel.

„Und so eilig wollen Sie Ihre Ratgeberin verlassen?" fragte Frau Eva Paravicin.

Da sprang der Statthalter noch einmal ab. „So erlauben Sie mir, daß ich Ihnen herzlich danke, liebe Freundin!" Er küßte den roten Mund, machte eine tiefe Verbeugung und verabschiedete sich. „Sie haben süße Erdbeeren gegessen, Frau Eva!"

Das Spörtchen schloß sich, und auf einem Seitenweglein kehrte die Herrin von Eigental zum Schlosse zurück. Der Domestike befahl sie: „Sie soll reinen Mund behalten, Jungfer Jeanette!"

„Bis in den Tod!" versicherte die Jungfer und schlug die Augen nieder.

Als die Herrin noch vor dem Schlosse stand und bei stiller Bewunderung eines stolz heraufziehenden Gewitters dem Statthalter von Klingenstein gute Heimkehr wünschte, kamen Landvogt Paravicin

und der Pfarrherr von Tengen daher. Nach vielen Büßlingen sprach der neue Gast: „Frau Landvögtin, Euer Gemahl ist eine Perle unter der Schar der Amtsmänner. Welch edeln Gatten hat Euch der Himmel gegeben! Wahrhaftig, einige Stunden in seiner Nähe sind mir ein Labfal!“

„Rühmt mich nicht so, herzensguter Freund,“ wehrte der Landvogt — der übrigens kein übler Mann war, aber doch schon ein etwas ledern werdendes Gesicht hatte — gerührt ab; „an Eurer Seite wandeln zu dürfen, ist mir mehr denn ein Gericht aus kundigster Küche. Was Ihr sprecht, ist geistige Speise, und Euer Gedanken sind süße Tränklein meiner Seele. Ihr seid der Weise, ich bin der Schüler. Wir haben“ — jetzt wandte sich Herr Paravicin an Frau Eva — „über das Vergängliche hientieden diskutiert und wie der Mensch auf alles verzichten müsse, was die Welt verlockend vor uns hinstellt. Aber das war wohl nicht derart gemeint, daß der Freund nicht mit uns speise heute abend. Laß ein paar junge Täubchen herrichten, in guter Tunke sollen sie liegen!“

Frau Eva befahl der Köchin, das Mahl zu bereiten. Der Landvogt dachte aber auch ans Trinken. „Was wollt Ihr für Wein,“ fragte er den Pfarrherrn, „Kaiserstuhler, Teufener oder gar ein Schlüßlein Bektliner? Wählt!“

Der geistliche Abendgast tat ein wenig umständlich. Er freute sich auf das gute Glas und die knusperigen Täubchen, und das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Grübchen in den Wangen und die krausen Lippen verrieten, was in dem Herrn von Tengen vorging. „Wißt Ihr was,“ sprach er jetzt, „ich für meinen Teil schlürfe den Teufener mit Vorliebe; aber Ihr müßt mir etwas Wasser bringen dazu, sonst könnte ich gleich ein bißchen übermütig werden.“

„Mein Freund, mein lieber Freund,“ erhob der Landvogt lebhaften Einspruch, „man merkt, daß Ihr nicht viel Wein trinkt! Wasser in den Teufener — wollt Ihr des Tropfens Seele töten?“

„Ja, ich verstehe vom Wein spottwenig,“ gab der Pfarrherr zurück; „so trinken wir denn den Teufener rein, aber dann muß ich nachher den Kläfener verdünnen!“

Die beiden Freunde traten jetzt ins Schloß. Als sie beim schmachtenden Mahle saßen, ergingen sie sich in wohlgemeinten Betrachtungen über ein neues Psalmenbuch. Der Tengerer Pfarrherr behauptete, er kenne den Verfasser, es sei der fromme Preuße Christian Knapp. Sie waren schon in der Mitte des Buches und entsehten sich mit dem kommentierenden Gelehrten ob der Ruchlosigkeit, einem durstigen Gaste sauern Wein zu reichen. „Welch ein Hohngelächter, wenn er ihn trinken will,“ las der Pfarrherr andächtig vor, und ehe er das Blatt umwandte, sprach er: „Und wie köstlich beherbergt Ihr den Gast, Herr Landvogt!“ Da stießen sie an und tranken mit großem Behagen.

Frau Eva trat ans Fenster. Sie sah weit oben am Hange des Klingensteiner Berges den jungen Statthalter heimwärts reiten. Schwarz und schwer hing das Gewitter überm Ramme. „Ist das nicht der Herr Statthalter von Klingenstein, der über den Berg reitet?“ wandte sie sich an die Disputierenden.

Der Landvogt kam flugs zu schauen: „Ja, er ist's! Der junge Herr Kollege läßt es sich wohl sein. Ausreiten! Jagen! Der Ehe aus dem Wege gehen ... Er hat sonderbare Auffassungen von seinem Amte!“

„Er ist ein Kind der Welt!“ ergänzte der Pfarrherr vom Tische her.

„Ihr sollt nicht also urteilen,“ erwiderte Frau Eva; „man spricht im Lande nur Gutes von ihm!“ Und sie verließ das Zimmer. Die Türe fiel ein wenig unsanft ins Schloß.

„Ei, ei!“ tat der Gast erstaunt und lächelte verlegen. Dann setzte er die Vorlesung fort und behandelte Vers um Vers.

(Schluß folgt).

Aphoristisches.

In einer schuldvollen Ehe leidet am meisten der schuldlose Dritte: Das Kind.

Ilse Frank, Freiburg (Schweiz).